

# Kulturdialog und Entwicklungspolitik

Die Bedeutung des kulturellen Dialogs für die personelle Zusammenarbeit mit der Dritten Welt steht zunehmend im Mittelpunkt des entwicklungspolitischen Interesses.

Der kulturelle Dialog ist sicherlich ein konstituierender Bestandteil des Kulturbegriffs überhaupt, denn sehr oft wird das, was eine Kultur ausmacht, was ihre Besonderheiten in Sprache und Sitte, Technik und Wissenschaft, Recht und Moral bestimmt, erst richtig sichtbar im Vergleich und in der Auseinandersetzung mit anderen Kulturen. In der Geschichte ist dieser kulturelle Vergleich sehr oft, ja wohl meist, in Form von gewaltsamen Auseinandersetzungen erfolgt. Siegen und Unterwerfen haben allzuoft das Verhältnis der Völker untereinander bestimmt, und Tacitus verdanken wird den Hinweis: die Sieger geben den Besiegten ihre Gesetze. Aber es gilt auch die Feststellung, daß das besiegte Griechenland das siegreiche Rom besiegt habe.

Der kulturelle Dialog, das Geben und Nehmen zwischen Kulturen war Folge, aber nicht das Ziel in dieser Auseinandersetzung. Die 2000-Jahr-Feier der Stadt Bonn erinnerte vor einigen Jahren freudig an Tradition und gewachsene Geschichte. Die Germanen, die vor 2000 Jahren dort siedelten, dürften eher Schmerz und Trauer, Demütigung und Zorn empfunden haben. Ähnliche Ambivalenzen machte die 500-Jahrfeier der Entdeckung Amerikas bewußt.

Vieles hat sich im Laufe der Zeit geändert. Seit der kopernikanischen Wende wissen wir, daß der Reisende, je weiter er in die Ferne zieht, umso sicherer wieder vor der eigenen Haustür ankommt. Die Erfahrung aus 500 Jahren Entdeckung, Eroberung, Kolonialismus und Unabhängigkeit haben die gegenseitige Abhängigkeit der Völker vor Augen geführt. Daß dies dazu führen muß, Kriege durch Kooperation zu ersetzen und gewissenloses Ausnutzen eigener Vorteile durch Handeln im gemeinsamen Interesse abzulösen, ist eine keineswegs neue Erkenntnis. Stuart Mill hat das schon im vorigen Jahrhundert formuliert, als er sagte, früher wollte der Patriot, daß alle Länder mit Ausnahme seines eigenen schwach, arm und schlecht regiert sein sollten. Jetzt sieht er in ihrem Reichtum und Fortschritt eine unmittelbare Quelle für den Reichtum und Fortschritt seines eigenen Landes. Ein immer noch kühnes Wort angesichts der täglichen Praxis auch in unserer Zeit. Aber sichtlich ist diese Erkenntnis eines der tragenden Motive für den historisch einmaligen und neuartigen Beschluß, Entwicklungshilfe und Entwicklungszusammenarbeit gegenüber den weniger entwickelten Staaten zu betreiben. Der kulturelle Dialog durch personelle Zusammenarbeit hat das Siegen und Besiegen, das Beherrschen und Unterwerfen teilweise als Leitmotiv der Geschichte abgelöst. Entwicklungspolitik kann und soll nichts anderes sein als Friedenspolitik. Nach mehr als 30 Jahren Entwicklungszusammenarbeit ist das Resultat sehr vielschichtig. Das Pro-Kopf-Einkommen in den Entwicklungsländern hat sich in diesem Zeitraum verdoppelt, obwohl die Bevölkerung um mehr als die Hälfte zugenommen hat. Die Kindersterblichkeit ist um die Hälfte gesunken, die Lebenserwartung der Menschen stieg von 42 Jahren im Jahre 1960 auf mehr als 60 im Jahre 1985.

Über Indien gab es vor 40, 50 Jahren noch den Journalistenwitz: Wenn man eine leere Stelle in der Zeitung hat, solle man ruhig über Krawalle in Kalkutta und Hungersnot in Benares schreiben, weil das doch immer zutrefte. Dieses Indien gehört nunmehr zu den zehn größten Industriestaaten der Welt und erzeugt per saldo genügend Lebensmittel, um sich selbst ernähren zu können. Allerdings leben gleichzeitig in Indien mehr als 300 Millionen Menschen unter der absoluten Armutsgrenze.

Ostasiatische Länder wie Taiwan, Korea, Hongkong und Singapur, einst arme Entwicklungsländer, sind heute vollwertige Konkurrenten der Industriestaaten auf den Weltmärkten. Aber gleichzeitig gilt auch: Die Staaten der Dritten Welt sind in der astronomischen Größenordnung von 2.000 Mrd. DM verschuldet. In Afrika ist der Lebensstandard in den vergangenen 25 Jahren gesunken. Hunger droht in diesem Kontinent von der Ausnahme zum Regelfall zu werden.

Diese kurzen Hinweise zeigen, daß Erfolge und Mißerfolge in den Ländern der Dritten Welt und damit auch der Entwicklungspolitik unmittelbar nebeneinander stehen. Die Situation ist je nach Region unterschiedlich, und sogar innerhalb der einzelnen Länder muß man differenzieren. Es ist unmöglich geworden, von den Entwicklungsländern als einer einheitlichen Gruppe zu sprechen. Das bipolare Denken in Nord-Süd-Kategorien – wie längst auch in Ost-West-Kategorien – taugt immer weniger dazu, die Realität der Welt zu erfassen und Anweisungen für politisches Handeln zu geben. Die sich abzeichnende multipolare Welt erfordert stärker am Einzelfall orientierte Denkansätze.

Dies hat natürlich Konsequenzen für die praktische Entwicklungspolitik. Die große Patentlösung für alle Entwicklungsländer gibt es nicht. Im Mittelpunkt unserer strategischen Überlegungen zur Entwicklungspolitik muß jedes einzelne Land mit seinen Eigenheiten stehen. Dabei kann die Hilfe der Geber immer nur Hilfe zur Selbsthilfe sein: Der Schlüssel zur Entwicklung liegt bei den Regierenden und bei den Menschen selbst. Das Bewußtsein für diese Grundtatsache gehört eng zum Begriff der Partnerschaft. Es dokumentiert, daß wir die andere Seite in dieser Zusammenarbeit ernst nehmen, und verhindert, daß uns plötzlich wieder Paternalismus beschleicht oder wir unseren Bemühungen eine Auslegung von Souveränität zugrunde legen, die wir im Verkehr der europäischen Völker untereinander überhaupt nicht mehr anwenden. Wer den anderen ernst nimmt, der traut ihm und mutet ihm auch eigene Leistungen zu. Entwicklung kann nicht auf dem Wege des Oktroyierens bewirkt werden. Es gibt keine Blaupausen für Entwicklung. Mehr noch: Die Illusion eines weltweit einzig richtigen Entwicklungsweges ist in den letzten 30 Jahren gründlich abhanden gekommen.

Entwicklung kann und darf nicht blinde Nachahmung Nordamerikas und Europas bedeuten. Tragfähige Entwicklung muß anknüpfen an die Tradition des eigenen Landes, der eigenen Kultur. Diese kulturelle Dimension des Entwicklungsprozesses ist – das müssen wir selbstkritisch zugeben – in 30 Jahren Entwicklungsarbeit oft zu kurz gekommen. Es ist wichtig, endlich diesen Aspekt in den Mittelpunkt unseres Interesses zu rücken.

Den kulturellen Dialog in der Entwicklungsarbeit ernst zu nehmen, erfordert einen breiteren, über technisch-ökonomische Aspekte hinausgehenden Denk- und Planungsansatz. Deswegen darf die Diskussion über sachlich begründete Notwendigkeiten nicht an unserem Ordnungsgefüge scheitern.

Der Deutsche Bundestag, der in seiner Meinungsäußerung keineswegs durch Kompetenzrücksichtnahmen begrenzt ist, hat bereits im März 1982 an die Bedeutsamkeit kultureller Faktoren erinnert und gefordert, sie in der Entwicklungszusammenarbeit stärker zu berücksichtigen. Das gilt gerade für die ländliche Entwicklung, wenn man verhindern will, daß die Menschen in die überhaupt nicht mehr beherrschbaren großstädtischen Ballungszentren strömen.

Es ist keine Lösung, daß sie dann nach Erwerb eines T-Shirts und eines Transistorradios herumlaufen mit dem stolzen Ruf "Ich bin ein Accra-Boy", aber in Wirklichkeit nichts in die Suppe zu brocken haben und keinerlei soziale Sicherheit besitzen. Wenn man also darüber nachdenkt, in welcher Form ländliche Entwicklung zu treiben ist, und was getan werden muß, um das Leben auf dem Lande den Leuten lebenswert zu erhalten, dann wird es Zeit zu diskutieren, inwiefern zum Beispiel auch ein Kulturzentrum auf dem Lande ein Beitrag zur Entwicklung des ländlichen Raumes sein kann. Es darf nicht verboten sein, im Rahmen der Entwicklungszusammenarbeit diese Frage aufzuwerfen.

Zu den Mißerfolgen in der Projektarbeit, die mehr oder minder deutlich auf der mangelnden Akzeptanz der Projektkonzeption durch die betroffenen Menschen beruhen, trägt oft mangelnde Berücksichtigung kultureller Faktoren bei. Schon vor zehn Jahren hat das BMZ eine Querschnittelevaluierung über zehn Jahre veröffentlicht, in der 263 wurmstichige Projekte bewertet wurden. Damals wurde festgestellt, daß in 75 Prozent der Fälle entscheidende Ursachen für das Scheitern der Projekte darin lagen, daß das sozio-kulturelle Umfeld bei der Zieldefinition der Vorhaben nicht ausreichend berücksichtigt wurde.

Diese Erkenntnis, daß die Berücksichtigung kultureller Faktoren Erfolgsbedingung für Entwicklungshilfe sein kann, ist jederzeit ernst zu nehmen. Wir können diesen Begriff auf die spezifischen gesellschaftlichen Bezugssysteme, die nicht auf kultureller Tradition beruhen, erweitern. Die Erfolgsvoraussetzungen betreffen aber nicht nur kulturelle Bereiche, wie den Bildungssektor und die Wissenschaftskooperation, sondern sie gelten grundsätzlich für alle Projekte der Entwicklungszusammenarbeit, insbesondere dann, wenn sie stark auf Integration abgestellt sind. Dies gilt vor allem für die ländliche Entwicklung. Hier hängen Erfolg und Weiterführung der Vorhaben allein von der Einbeziehung der Zielgruppe ab, also davon, daß die Menschen, um die es dabei geht, eines Tages ein solches Projekt eigenständig am Leben erhalten und weiterführen können. Sie sollten sich die Ziele zu eigen machen, damit das Entwicklungsprojekt nicht nach der Übergabe aus unserer Verantwortung als Ruine abgebucht werden muß.

In der Entwicklungspolitik aller Geberstaaten war viel zu lange der Gedanke beherrschend, daß mit effizienter Entwicklungshilfe der Transfer unserer Technik, aber auch unserer Lebensart und unserer westlich rationalen Denkstrukturen in die Entwicklungsländer gemeint ist. Traditionen betrachtete man als Entwicklungshemmnis oder zumindest als Störfaktor der Entwicklungszusammenarbeit.

Nicht erst die Geschichte der Entwicklungshilfe, auch die Geschichte der kolonialen Herrschaft, auch die Geschichte der Mission über Hunderte von Jahren zeigen ganz deutlich, daß jede Zusammenarbeit zum Scheitern verurteilt ist, wenn nicht die spezielle Situation der Länder und Menschen in der Dritten Welt berücksichtigt werden. Mehr noch: Wir müssen dieses spezifische Sosein der Menschen und Länder nicht nur akzeptieren, nicht nur zur Kenntnis nehmen, sondern dieses Wissen muß bewußt in unsere Gedanken und Planungen einfließen. Es ist z.B. wesentlich, daß normalerweise ein Mensch in Afrika bis zu 30 Prozent seines Tages mit stiller oder aktiver Kommunikation verbringt. Jeder, der durch Afrika fährt, sieht plötzlich mit Staunen: Afrika ist unterwegs. Auf den Straßen laufen Menschen, sie legen große Entfernungen zu Fuß zurück. Wenn man sich die Mühe macht, sie anzuhalten und nach dem Woher und Wohin zu fragen, dann wird man sehr oft hören, sie seien auf dem Wege, jemanden zu besuchen.

Dieses Kommunikationsbedürfnis bedeutet u.a., daß diese Menschen nicht für Projektkonzepte vorbereitet sind, die vom europäischen 8-Stunden-Tag ausgehen. Es gibt genügend Indizien dieser Art. Was ist denn eigentlich der Grund dafür, daß in Afrika jene christlichen Orden besonders starken Anklang finden, die rein kontemplativ leben, in einer geregelten Form der Kommunikation Menschen zueinander führen und nicht von Missions- und Kolonisationseifer getrieben werden? Man muß solche Eindrücke und Kenntnisse bei den Planungen beherzigen und sich die notwendige Zeit nehmen, denn sonst läuft man immer wieder Gefahr, daß die Dynamik unserer großen Fachorganisationen zum Selbstläufer wird. Fachorganisationen haben Kapazitäten, und diese müssen genutzt werden. Das bedeutet: Innerhalb einer bestimmten Zeit müssen bestimmte Geldmittel umgesetzt werden. Der Parlamentarische Staatssekretär im BMZ wartet jedes Jahr schon mindestens zweimal auf die Mitteilung, zu welchem Prozentsatz das Budget am 1. September ausgegeben worden ist und welche Steuerungsmaßnahmen zu ergreifen sind, damit der Apparat weiter in Schwung bleibt.

Infrastrukturmaßnahmen sind wichtig und sinnvoll, aber es gibt auch in Gebieten, wo Hunger herrscht oder Dürre, die Notwendigkeit, schnell und wirksam einzugreifen. Wo aber langfristige Entwicklungsprozesse einzuleiten sind, ist ein intensiveres Nachdenken nötig. Man muß präzise ermitteln, in welchem Maße eine Evolution aus eigener Kraft geleistet werden kann, daß heißt: Welche Veränderungsschritte zumutbar und akzeptabel sind.

Die kulturelle Identität eines Volkes erwächst nicht allein aus der Tradition, sondern auch aus der Fähigkeit, in die Zukunft gerichtet Neues aufzunehmen.

Wer wollte bezweifeln, daß es den Rückweg zur heilen Welt nicht gibt? Für die ihrem traditionellen ländlichen Milieu entfremdeten Menschen in den Slums von Lagos, Kalkutta oder Mexiko City gibt es kein Zurück. Deswegen ist zu prüfen, ob man von einer überwiegend von außen geförderten Entwicklung nicht stärker zu einer autochthonen Entwicklung kommen kann, und ob wir nicht sogar herrschende Eliten drängen müssen, die Möglichkeiten autochthoner Entwicklung stärker auszuloten. Da aber, wo diese Vorstellungen als eine neue Konditionalität deutscher Entwicklungspolitik präsentiert wird, sollte man zur Vorsicht raten. Denn eines schickt sich nicht: Wenn man alte Heilslehren kritisiert, darf man nicht neuen Heilslehren verfallen. Es geht darum, im Vorfeld der Projektplanung sozio-kulturelle Orientierungen zu identifizieren, die die Entwicklungszusammenarbeit beeinflussen können, positiv oder auch negativ.

Jede Gesellschaft, auch die vermeintlich primitivste, wird durch eine Kultur bestimmt, deren unterschiedlichste Einflußgrößen sich gegenseitig beeinflussen. Keiner dieser Faktoren kann von vornherein als entwicklungsfördernd oder entwicklungshemmend klassifiziert werden. Man muß schon genauer hinschauen. Das BMZ bemüht sich deshalb in Zusammenarbeit mit den deutschen Überseeinstituten, für einzelne Länder sozio-kulturelle Profile zu erstellen, die eine grobe Übersicht über die spezifischen Probleme erlauben. Sie sollen dazu beitragen, allzu einfache Unterteilungen zwischen europäischen und anderen Hochkulturen sowie schriftlosen Kulturen zu differenzieren. Dies ist für einen ersten Überblick sicherlich nützlich. Die Schwierigkeit für den Entwicklungspolitiker besteht nun darin, aus der Fülle der kulturellen Faktoren diejenigen herauszufiltern, auf die es bei der Projektplanung ankommt, Schlüsselfaktoren also, die Planungsverfahren abkürzen. Denn man muß sich darüber Rechenschaft ablegen, daß zwischen der Rede eines Leitungsmitglieds des Ministeriums und der konkreten Durchführung gewissermaßen Lichtjahre liegen. Dieser Zeitraum ist kaum mit dem Rhythmus der Wiederwahl von Politikern in Übereinstimmung zu bringen, was nicht gerade die Effektivität steigert.

Das BMZ hat es sich nicht leicht gemacht, solche sozio-kulturellen Planungskriterien zu erstellen. Zusammen mit Wissenschaftlern, Praktikern, politischen Stiftungen und den Kirchen wurde in mehreren Diskussionsrunden ein Ergebnis mit drei Schlüsselfaktoren zur Erprobung identifiziert. Diese Faktoren betreffen:

1. Die Frage nach der Legitimität der politischen Herrschaft bzw. der lokalen Führerschaft. Dies ist aus der Sicht des Projektplaners für die Akzeptanz des Projektes besonders relevant. Die Frage ist also, wie erfaßt man das Wollen der Zielgruppe, der Menschen. Da muß man zum Beispiel wissen, daß der Dorfälteste in Mali in aller Regel ein Aushängeschild der Staatsgewalt ist und daß es unter Umständen wesentlich ersprießlicher ist, mit dem örtlichen heiligen Mann zu sprechen, denn der formuliert das, was die Menschen vor Ort wünschen oder denken, manchmal wohl auch mißbräuchlich. Es ist durchaus problematisch, die so umschriebene Legitimität als Schlüsselfaktor herauszugreifen, denn die praktische Umsetzung, daß heißt die Aufstellung eines Fragenkatalogs, ist schwierig und sicher auch heute noch nicht von allen Projektplanern in systematischer und umsichtiger Weise vorzunehmen. Bisweilen gilt da auch der besonders von den Ethnologen vorgebrachte Einwand, die Identifikation legitimer Repräsentanten erspare einem nicht die detaillierte Befragung der einzelnen Mitglieder der Zielgruppe. Wenn man das machen wollte, dann muß man sich an ganz andere Zeithorizonte in der Entwicklungspolitik gewöhnen. Natürlich kommt man bei einer solchen Frage in Konflikt mit Herrschaftsstrukturen, die man oft genug aus politischen Gründen einfach akzeptieren muß. Das ist unendlich schwer. Die empirischen Untersuchungen, die angestellt worden sind, lassen aber den Schluß zu, daß größere Gruppen von Menschen stets eine bestimmte Führung als legitim akzeptieren. Damit sind doch wohl signifikante Unterschiede zwischen der Führerschaft und der Gefolgschaft weitgehend ausgeschlossen. Man kann also den Versuch machen, mit dieser Abbeviatur zu arbeiten.
2. Der zweite Schlüsselfaktor ist die Kompetenz, gemessen am erreichten Entwicklungsstand, und besonders ausgedrückt in den Kriterien Arbeitsteilung, Institutionalisierung und Produktivität. Das betrifft also die Frage nach dem Können der Zielgruppe. Was vermag sie zu leisten? Hier kommt es darauf an, die Bestimmungsfaktoren für wesentliche Unterschiede in der Entwicklung zwischen

Ländern zu ermitteln, obwohl sie z.B. ein gleiches Pro-Kopf-Einkommen haben. Bei gleichem Pro-Kopf-Einkommen kann sich natürlich das Potential der Entwicklungsmöglichkeiten unterschiedlich darstellen, weil die betroffenen Menschen und die Kultur, in der sie leben, unterschiedlich sind. Die zentrale Frage lautet also, ob die organisatorische Kompetenz der projekttragenden sozialen Struktur überhaupt ausreicht, um Neuerungen zu übernehmen und umzusetzen.

3. Der dritte sehr wichtige Schlüsselfaktor ist die Frage nach der ethnischen Heterogenität. In gewisser Weise relativiert sie die beiden anderen Schlüsselgrößen. Da die meisten Entwicklungsländer von religiösen, rassistischen oder sprachlichen Gegensätzen geprägt werden und der Bezugsrahmen der Entwicklungszusammenarbeit sich meist nicht als eine kulturell geschlossene Gruppe darstellt, ist in der Regel weder mit einer einheitlichen Legitimität noch mit einem einheitlichen Entwicklungsstand zu rechnen, und genau dies muß berücksichtigt werden.

Dieser Ansatz wird zur Zeit operational erprobt, das heißt es werden, Fragenkataloge zusammengestellt, die auf unterschiedliche Projekttypen in der Testphase der Projektplanung anwendbar sind. Diese Maßnahmen müssen unterschiedlich sein, je nachdem, ob es sich um eine klar abgrenzbare Zielgruppe und klar abgrenzbare Räume der Projektaktivitäten handelt oder nicht. Das Erfolgserlebnis steht noch aus. Das BMZ will mit diesem Ansatz zu einer höheren Effizienz bei der Entwicklungszusammenarbeit gelangen. Das darf aber nicht alles sein. Der Gedankenaustausch mit der Wissenschaft und den einschlägigen Institutionen muß gerade in dieser Erprobungsphase der neuen Planungskriterien noch weitergehen, so daß dieser Ansatz von außen her kritisch begleitet wird.

Die Berücksichtigung der sozio-kulturellen Bedingungen in den Partnerländern und das Bemühen, deutsche Entwicklungsprojekte an das vorgefundene Umfeld optimal anzupassen, sind Grundlage einer Entwicklungspolitik, die den kulturellen Dialog, die also das Lernen und Helfen in Übersee als Leitmotiv ernst nehmen will. In der personellen Zusammenarbeit findet dieser Dialoggedanke seinen sichtbarsten Niederschlag, denn Entwicklungszusammenarbeit wird von Menschen getragen. Entwicklung muß also, um eine Formel von Romano Guardini zu benutzen, durch die personale Mitte gehen, und personelle Zusammenarbeit ist in diesem Zusammenhang eben mehr als die Entsendung von Experten. Natürlich bleibt die Entsendung und Vermittlung von deutschen Fachkräften in Entwicklungsländer ein wichtiger Bestandteil unserer Bemühungen. Gegenwärtig leben rund 5.000 deutsche Fachkräfte und Entwicklungshelfer in Ländern der Dritten Welt, also nicht übermäßig viele, wenn man die Breite der Arbeit in über 100 Ländern betrachtet.

Diese Entwicklungshelfer und Experten auf ihre Arbeit und ihren Einsatz sorgfältig vorzubereiten und sie auch für den interkulturellen Dialog gesprächsfähig zu machen ist eine Aufgabe von großer Bedeutung. Die Zentralstelle für Auslandskunde der Deutschen Stiftung für internationale Entwicklung und ihr Ausbildungsprogramm spielen dabei eine sehr wesentliche Rolle. Dort werden deutsche Experten in über 45 außereuropäischen Verkehrssprachen unterrichtet, mit den Gebräuchen und Sitten fremder Völker und Ethnien vertraut gemacht und auf ihre schwierige Aufgabe vorbereitet. Wer den interkulturellen Dialog ernst nimmt, muß an die Vorbereitung der Experten für ihren Auslandseinsatz eine weitere Anforderung stellen, nämlich die sorgfältige und gründliche Unterrichtung über die politische, wirtschaftliche und soziale Kultur bei uns in Deutschland. Das ist mehr als der Niederschlag täglicher Lektüre und Gespräche und bedarf schon einer gewissen systematischen Vorbereitung.

Unsere Experten sind, ob sie das wollen oder nicht, auch eine Art Botschafter der Bundesrepublik Deutschland. Oft genug ist das Bewußtsein dafür nicht ausreichend ausgeprägt. Aber der Eindruck, den sie vor Ort hinterlassen, das Deutschlandbild das sie vermitteln, sind von nicht zu unterschätzender Bedeutung für die Meinungsbildung im Entwicklungsland.

In vielen Entwicklungsländern nimmt die Zahl der umfassend ausgebildeten Menschen zu. Oft genug haben wir es heute in den Regierungsverhandlungen mit Ländern zu tun, die drängen, die Zahl der deutschen Experten zu vermindern, weil sie selbst ein großes Problem mit der Arbeitslosigkeit ausgebildeter junger Fachkräfte haben. Man kann nicht von vornherein sagen, diese Fachkräfte seien für unsere speziellen Anforderungen ungeeignet. Wer bei einem Professor studiert hat – z.B. bei einem Veterinärmediziner in Göttingen, der gut genug war, ein völlig mißratenes Projekt durch seinen Einsatz und den Einsatz seiner Studenten zu retten – dem ist zu unterstellen, daß er, auch wenn er aus der Dritten Welt kommt, zu etwas nütze sein muß. Es ist nicht akzeptabel, daß es für Absolventen unserer Studiengänge aus der Dritten Welt bisher nur wenig Einsatzmöglichkeiten in deutschen Entwicklungshilfeprojekten gibt. Wenn man das Subsidiaritätsprinzip als Grundsatz unserer Entwicklungszusammenarbeit ernst nimmt, dann müßte logischerweise die Anforderung von Langzeitexperten zurückgehen und der Einsatz von Kurzzeitexperten zunehmen.

Personelle Zusammenarbeit ist noch umfassender. Investitionen in Humankapital, besonders Maßnahmen zur Förderung der Schulbildung, der beruflichen Aus- und Fortbildung und der politischen sozialen Bildung überhaupt, sind langfristig von entscheidender Bedeutung für die Entwicklungschancen. Die Entwicklung menschlicher Ressourcen zielt nicht auf die quantitative Erhöhung des Einsatzes von Kapital und Arbeit, sondern auf den zweiten entscheidenden Wachstumsfaktor, auf Qualitätszuwachs und bessere Nutzung des Inputs. Technische Begabungen und Fertigkeiten und eine qualifizierte Verwaltungs- und Führungskräftestruktur sind für die Vermittlung von Wachstumsimpulsen unverzichtbar. Daher sind Maßnahmen der Aus- und Fortbildung ein Schwerpunkt der Entwicklungszusammenarbeit.

Die Entfaltung der den Menschen innewohnenden Kräfte und kreativen Möglichkeiten setzt nicht nur eine Primarbildung der gesamten Bevölkerung, sondern auch eine qualifizierte berufliche Erstausbildung voraus. Die Förderung gewerblicher Berufsausbildung und von Hochschulen in den Entwicklungsländern muß deswegen ein Schwerpunkt der Hilfe bleiben. Gewiß weist die Qualifikation der Absolventen in sehr vielen Fällen Mängel auf. Wegen der hohen Kosten für die Einrichtung und den Unterhalt von Labors zum Beispiel sind der naturkundliche Unterricht in den Sekundarschulen und die natur- und ingenieurwissenschaftliche Ausbildung an den Hochschulen der Dritten Welt oft noch sehr theoretisch. Es mangelt an Fortbildungsmöglichkeiten für Dozenten und Lehrer. Die curricula werden oft nicht in erforderlichem Maße weiterentwickelt. Eben deswegen bleibt es notwendig, Fachkräfte, denen für die Entwicklung ihrer Länder notwendige Aufgaben übertragen werden, fortzubilden. Längere Fortbildung von ein- und mehrjähriger Dauer kommt dabei insbesondere gerade für jüngere Kräfte in Frage, die sich für höhere Aufgaben qualifizieren wollen.

Führungskräfte benötigen spezielles Wissen auf eng abgegrenzten Gebieten und sind auch nur für kürzere Zeit abkömmlich. Zur Erhöhung der Breitenwirkung der projektfreien Aus- und Fortbildung müssen verstärkt neuartige Programmformen eingesetzt werden, die insbesondere auf die Fortbildung von Lehrern, Dozenten und Multiplikatoren abzielen. Dieses Vorgehen leistet auch einen Beitrag zu Ausbreitung systematischer Weiterbildung in den Entwicklungsländern, sei es in Betrieben oder Behörden, oder durch die Nutzung von Einrichtungen für die berufliche Grundausbildung.

Die projektbezogene Aus- und Fortbildung vollzieht sich seit 1986 im Rahmen neuer Verfahren, die mehr noch als zuvor der Tatsache Rechnung tragen, daß die Weiterführung der Projekte durch gut ausgebildete einheimische Fachkräfte für den langfristigen Erfolg von allergrößter Bedeutung ist. Die anders geartete Zuordnung zu den Projekten beeinflusst zunehmend auch die inhaltliche Ausrichtung und Gestaltung der Ausbildungsprogramme. Die Durchführung der Aus- und Fortbildungsprogramme liegt vorwiegend bei der Carl-Duisberg-Gesellschaft und der Deutschen Stiftung für Internationale Entwicklung (DSE). Die in der Regel kostenlose Bereitstellung von Praktikantenplätzen durch die deutsche Wirtschaft ist eine entscheidende Voraussetzung für den Erfolg dieser Programme. An der Finanzierung dieser Programme, insbesondere durch die Unterhaltung der Einrichtung, die für das Programm in der Bundesrepublik benötigt werden, sind ganz wesentlich auch die deutschen Bundesländer beteiligt.

Bis Ende 1993 haben insgesamt etwa 195.500 Fortbildungsgäste aus Entwicklungsländern an kurz- und langfristigen Maßnahmen teilgenommen. Im Jahre 1993 betrug die Zahl der Teilnehmer ca. 21.500. Im Hochschulbereich hat die Bundesregierung 1993 wie in den Vorjahren über 1.500 Studenten aus den Entwicklungsländern, vorwiegend im postgradualen Bereich, gefördert.

Aus entwicklungspolitischer Sicht haben allerdings der Auf- und Ausbau von Hochschulen in Entwicklungsländern selbst Vorrang. Wegen des dort noch ungenügend ausgebauten Hochschulwesens erfüllen geeignete Angebote an Studienaufenthalten in der Bundesrepublik Deutschland eine wichtige ergänzende Funktion. Gemeinsam mit den Bundesländern fördert das BMZ im Rahmen der erwähnten Aus- und Fortbildung ein größeres Fachhochschul-Stipendienprogramm, das von der Carl-Duisberg-Gesellschaft betreut wird. Ferner werden über den DAAD, in Einzelfällen auch über die Deutsche Stiftung (DSE), die Fortbildung von Partnerfachkräften in der technischen Zusammenarbeit und eine zunehmende Zahl entwicklungsbezogener postgradualer Studienangebote an deutschen Hochschulen unterstützt. Das ist ein umfassendes Netzwerk, von dem sicher noch besser Gebrauch gemacht werden kann. Das BMZ versucht, mit der Förderung der Rückkehr und beruflichen Eingliederung von Ausbildungsabsolventen und Arbeitnehmern aus Entwicklungsländern einen Beitrag zur selbstbestimmten Entwicklung der Heimatländer zu leisten. Hier ist das klassische Beispiel die Türkei, der Schwerpunkt der Rückkehrerförderungsmaßnahmen. Die Förderung umfaßt Planungs-, Beratungs- und Fortbildungshilfen, Kredite für Arbeitnehmer-Gesellschaften und seit 1985 auch Kredite für die Gründung von Kleinunternehmen durch Rückkehrer. Seit 1987 gibt es sogar die Möglichkeit, zurückgekehrten Fachkräften unter bestimmten Voraussetzungen einen Gehaltszuschuß zu gewähren.

In diesem Zusammenhang darf der Bereich der Nachkontakte nicht vergessen werden. Er kann gar nicht ernst genug genommen werden. Mit der Ausweitung der Aus- und Fortbildungsmaßnahmen steigt zwangsläufig die Zahl der Nachzubetreuenden in den Entwicklungsländern. Das BMZ hat über viele Jahre hinweg die in diesem Bereich tätigen deutschen Institutionen, neben Inter Nationes vor allem das Goethe-Institut, die Carl-Duisberg-Gesellschaft und die DSE unterstützt. Mit etwa der Hälfte der dafür bereitgestellten Mittel wird die allgemeine Kontaktarbeit gefördert, mit der anderen Hälfte Nachkontaktseminare, die entwicklungspolitische Inhalte haben und deshalb besonders auf Anregung und unter Teilnahme von Fach- und Führungskräften des Entwicklungslandes stattfinden, die früher einmal vom BMZ gefördert worden sind. Die Anforderung an Inhalt, Gestaltung und Periodizität derartiger Nachkontaktseminare werden weiter steigen, weil sich die Tendenz zu speziellen Fortbildungsprogrammen in der Bundesrepublik auf Kosten allgemeiner Ausbildungsprogramme verstärken wird.

Die Nachbetreuung effizient und auch für Deutschland werbewirksam zu gestalten: das ist eine Aufgabe, der sich alle hier Genannten widmen sollten. In diesen Maßstäben zu denken bedeutet auch die Frage zu stellen, für wieviele Tausende in diesem Zusammenhängen ausgebildete Menschen der Dritten Welt unser Land eine zweite geistige Heimat ist, zu der sie den Kontakt aufrecht zu erhalten wünschen, um davon weiter zu profitieren. Darauf müssen sich alle Beteiligten einstellen. Unser Land hat diesen Menschen gegenüber eine Verpflichtung, die weit darüber hinausgeht, ihnen gerade die akutesten Probleme mit unserer eigenen Befindlichkeit mitzuteilen und dabei auch noch zu vergessen, daß es dafür bestimmte Grenzen, etwa in moslemischen Ländern, gibt. Diese Leute, die Deutschland in aller Regel mit viel Dank verbunden sind und Weiteres über unser Tun und Handeln hören wollen, sind nicht dazu da, daß wir Probleme zu ihnen exportieren, sondern sie sind dazu da, daß wir sie in ihrer oft schwierigen Situation in ihren Heimatländern unterstützen, indem wir ihnen die notwendigen Informationen und die Kenntnisse anbieten. Wir sollten das hohe Maß an gutem Willen, das sie uns in aller Regel entgegenbringen, ihnen auch wirklich freundschaftlich vergelten.

Diese Nachbetreuung wird noch viele Aufgaben stellen, deren Lösung diesen Menschen nützen, die für die entwicklungspolitische Zusammenarbeit und auch die auswärtige Kulturpolitik Früchte tragen kann.

Bildungs- und Ausbildungsbereich sind nicht allein das Kernstück der personellen Zusammenarbeit, sondern sie müssen durch einen umfassenden kulturellen Dialog ergänzt werden. Hier ist sehr viel Einfühlungsvermögen gefordert, insbesondere bei den Maßnahmen in den Entwicklungsländern selbst, aber auch bei den Bemühungen, den Gästen in Deutschland während ihrer Ausbildung Konflikte zu ersparen.

In diesem Zusammenhang noch ein Wort über die Bedeutung der deutschen Sprache:

Wer den interkulturellen Dialog will, kann diese Frage nicht ausklammern. Zu recht erwarten die Menschen in den Entwicklungsländern von unseren Experten, daß sie ihre Sprache beherrschen. Aber umgekehrt gilt: Wer uns richtig verstehen will, wer im interkulturellen Dialog mit uns vertieft sprechen will, der wird auf das Erlernen der deutschen Sprache schwerlich verzichten können. Manches Gespräch, manche Begegnung, hat uns belehrt, daß wir auf diesem Gebiet oft falsche Scheu zeigen. Ich habe oft genug, gerade in Afrika, mit Menschen gesprochen, die mir nachdrücklich gesagt haben, Ihr müßt endlich begreifen, daß man nicht nur technisch, ökonomisch, monetär zusammenarbeiten kann, sondern daß eine dauerhafte Partnerschaft in der Zusammenarbeit, das Verständnis voraussetzt, welche Begriffe, welche Denkwelt, welche Empfindlichkeit den Partner beherrschen.

Wenn man sich redlich und intensiv bemüht, die Partner in der Dritten Welt umfassend zu verstehen, braucht man auch keine Scheu zu haben, den Wunsch zu äußern, daß die Partner sich für unser innerstes Wesen, das sich in der Sprache offenbart, interessieren sollten. Die Sprache ist der Schlüssel zum Verstehen einer Kultur und ihrer spezifischen Tugenden. Deswegen ist das von ausländischen Stipendiaten oftmals beklagte mühselige Erlernen des Deutschen nicht ein Umweg, der etwa durch das Anbieten von Studiengängen in internationalen Verkehrssprachen wie Englisch und Französisch überflüssig gemacht werden könnte. Das kann und soll man auch tun. Aber wo es darauf ankommt, ist es doch eine sinnvolle Ergänzung und ein Beitrag zum interkulturellen Dialog. Das Ziel der auswärtigen Kulturpolitik, die Verbreitung der deutschen Sprache, deckt sich hier mit dem Ziel, für den interkulturellen Dialog die Voraussetzungen zum besseren gegenseitigen Verständnis zu schaffen.

Brauchen wir nicht noch mehr? Kultur ist ja kein Kind des Gleichmaßes, kein Kind der Routine und des reibungslosen Funktionierens von Apparaten und Verfahren. Ein kultureller Dialog, der seinen Namen verdient, darf nicht in bürokratischer Ebenmäßigkeit stecken bleiben. Er braucht Anstöße und vielleicht zunächst auch irritierende Ideen. Können wir eigentlich einen kulturellen Dialog mit den Entwicklungsländern führen, wenn wir die Literatur insbesondere aus Afrika und Asien in der Originalsprache nicht verstehen und in deutscher Übersetzung in unseren Buchläden und Bibliotheken nicht in ausreichendem Maße finden? Ist es nicht eine Voraussetzung für einen echten kulturellen Dialog, daß wir die Übersetzung von Literatur aus den Entwicklungsländern stärker fördern?

Wer sind eigentlich die Träger des kulturellen Dialogs? Deutsche Schriftsteller, Musiker und Filmemacher reisen zum Beispiel mit dem Goethe-Institut in die Dritte Welt. Aber wer kommt von dort zu uns? Und geschieht das in genügender Breite? Bleibt es nicht eine Aufgabe der Institutionen unserer Kulturförderung, den Anstoß zum Dialog durch die Einladung an Kulturträger aus Entwicklungsländern nach Deutschland vermehrt und systematischer zu schaffen? Ist bei den deutschen Kulturträgern, die in die Dritte Welt reisen, die Auswahl wirklich repräsentativ? Gemeint ist nicht eine öffentlich rechtliche Ausgewogenheit. Verstehen wir die verschiedenen Facetten und Strömungen, die in unserem Wesen deutlich werden und im kulturellen Leben sich niederschlagen, wirklich getreulich nach außen zu vermitteln? Dies muß man immer wieder diskutieren.



Schließlich: Wen erreichen wir eigentlich mit unserer kulturellen Arbeit in den Entwicklungsländern? Wer geht in die Goethe-Institute? Und noch wichtiger: Wer geht nicht dorthin? Können wir zufrieden sein, wenn die Botschaftsangehörigen in der Hauptstadt, wenn die vor Ort lebenden Experten sich dort immer wieder treffen? Erreicht man wirklich ausreichend die, auf die wir angewiesen sind, um glaubwürdig als Partner langfristig mit ihnen zusammenzuarbeiten? An dieser Frage ist weiter zu arbeiten. Es ist einiges erreicht im kulturellen Dialog, aber das heißt eben nicht, daß man sich zur Ruhe setzen kann. Wir befinden uns eher in der Situation eines Bergsteigers, der einige Kuppen schon überquert hat, die er für Gipfel hielt, und nun plötzlich den eigentlichen Gipfel vor sich sieht.